

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Kritische Beobachtungen zur nachkonkiliaren Liturgie

Der Evangelische Kirchentag vom Juli dieses Jahres in Düsseldorf hat in der evangelischen Öffentlichkeit zwiespältige Reaktionen ausgelöst. Vor allem das, was in der „Liturgischen Nacht“ geschehen war, hat mancherorts scharfe Kritik gefunden. Diesen Kritikern ist K.-A. Odin in einem interessanten Aufsatz in der FAZ vom 9. Juli 1973 entgegengetreten. Nach seiner Ansicht „geschah in Düsseldorf mehr, als daß modisch ein paar Farbkleckse auf das stumpfe Grau evangelischer Sonntagsfeierlichkeit aufgespritzt worden wären. Ein neues Verhältnis zum Gottesdienst erschien. Statt ‚das Wort‘ intellektualisierend totzupredigen, wurde es gegessen, getrunken, getanzt, gespielt.“ An die Adresse derer, die mit einem „ausschließlichen Nein zu christlichem Mummenschanz“ sich von dem ganzen Kirchentag distanzieren wollen, richtet Odin die Feststellung: „In Düsseldorf ist nur etwas aufgedeckt worden, was mindestens im deutschen Protestantismus zu lange verschüttet war. Das ‚Wort‘ im Christentum bedeutet das volle Leben, (also) Geburt, Tod, Liebe, Arbeit, Freude, Feiern eingeschlossen, und nicht bloße theoretische Lehrmeinung … Die Verengung des ‚Wortes‘ auf das Geredete ist Erbe der Aufklärer und ihrer Überwinder, der Romantiker. Wort und Tat traten auseinander. Die neuorthodoxe Theologie (des 20. Jahrhunderts) hat die Auseinanderreißung von Himmel und Erde noch gesteigert, mit dem Restultat, daß die Kirche im Niemandsland zwischen Gott und Welt die Fähigkeit zum Kontakt mit dem Diesseits wie dem Jenseits zu verlieren begann.“ Demgegenüber bezeugt nach Odins Worten die Bibel, daß „das Wort tatsächlich in die Welt gekommen ist; es kann gegessen und getrunken werden“. „Die Wiederauffindung dieses christlichen Urgesteins in der ‚Liturgischen Nacht‘ des Kirchentags bedeutet eine nicht erwartete Bereicherung.“ Und Odin fügt hinzu: „Der Protestant ist künftig nicht mehr verurteilt, im Gottesdienst stumm zuzuhören und den Mund allenfalls zum Gemurmel des Glaubensbekenntnisses und zum Singen von Kirchenliedern zu öffnen.“ „Eine Religion, die ihren Anhängern so wenig Chancen zur Mitbeteiligung einräumt, darf sich nicht wundern, wenn sich ihr scharenweise die Rücken zuwenden.“

Das alles ist in den Raum der evangelischen Kirche gesagt. Aber es zwingt alle Kirchen zu nützlichem Nachdenken, auch die katholische. Es sind kaum zehn Jahre her, daß das Zweite Vatikanische Konzil in der Liturgie-Konstitution einer umfassenden Erneuerung der gesamten liturgischen Vollzüge grünes Licht gegeben hat. Es muß daher auffallen, daß Odin in seinem Aufsatz keinen Anlaß findet, auf die katholische Liturgie als Bestätigung seiner Thesen hinzuweisen. Statt dessen nennt er als Gegentypus der protestantischen Reduktion des Gottesdienstes die lebendige und mannigfaltige Liturgie der orthodoxen Kirche. Sollte die Erneuerung der katholischen Liturgie einen anderen Weg gegangen sein? Wir sollten dieser Frage in aller Redlichkeit nachgehen.

Zunächst ist festzustellen, daß die wesentlichen Elemente der Liturgiereform im katholischen Volk weithin ein positives Echo gefunden haben; daß sich mancherorts nach wie vor ablehnende Stimmen zu Wort melden, ist kein Gegenbeweis. Man begrüßt die Einführung der Muttersprache, die Bemühungen um Vereinfachung und Durchsichtigmachung der Liturgie, die neuen Möglichkeiten zu größerer Abwechslung und zu stärkerer Ausrichtung des liturgischen Geschehens auf die jeweilige Situation, den größeren Spielraum für die Initiative der Liturgen und der mitfeiernden Gemeinde und ebenso die deutliche „Entklerikalisierung“ durch nachdrückliche Hervorhebung der Aktivität der Gemeinde.

Diesen Positivposten stehen freilich auch gewichtige Negativa gegenüber. Immer häufiger begegnet man der besorgten Feststellung, daß all diese Bemühungen um eine neue, zeitgemäße Liturgie nicht verhindert haben, daß die Teilnahme an den obligatorischen Gottesdiensten, zumal der Sonntagsmesse, vielerorts erheblich abgenommen hat. Gleichzeitig weist man darauf hin, daß die „paraliturgischen“ Feiern und Frömmigkeitsformen (Andachten, Kreuzweg, Besuchung des Allerheiligsten, Rosenkranz usf.) erheblich an Interesse verloren haben. Noch bedenklicher dürfte die oft beklagte Verunsicherung der Kirchenbesucher sein, die durch die allzu häufigen Änderungen der liturgischen Texte und Formen bedingt sind; es sei nur an die ungeschickte und bis zur Stunde unpopuläre Reform des Heiligenkalenders erinnert. Endlich beklagt man den Zerfall dessen, was man die „liturgische Beheimatung“ des Kirchenvolkes nennen könnte. Gerade solche Kirchgänger, die sich in der vorkonziliaren Zeit eine große Vertrautheit mit allen „Liturgica“ erworben hatten, klagen, daß sie sich „nicht mehr auskennen“.

Es scheint also „nicht alles Gold zu sein“, was zunächst mit so viel Begeisterung aufgenommen wurde. Die Frage legt sich nahe, ob im gesamten Ductus der neuen Liturgie-Entwicklung Momente zutage getreten sind, die eine grundsätzliche und grundlegende Kurskorrektur nahelegen.

An erster Stelle scheint uns genau das zu nennen zu sein, worum es in dem zitierten Artikel von K.-A. Odin ging. Es war eine seit langem ausgemachte Selbstverständlichkeit, daß alles in Gemeinschaft vollzogene kultische Tun nur dann Chance hat, die Teilnehmer zu binden, wenn die drei Elemente: Sehen – Hören – Tun in rechter Weise zum Zuge kommen. In dem wohltemperierten Gleichgewicht von Wort, Symbol und Tun liegt letztlich die psychische Wirkkraft des ganzen Geschehens – sowohl beim Individuum als auch bei der feiernden Gemeinde. Eine der meistgehörten Klagen ist nun aber die, daß in der neuen Liturgie alles zu einseitig auf das Wort bzw. das Hören abgestellt ist, während das Sehen und Tun zu sehr zurücktritt. Die Klage über die Verbalisierung zumal der Meßfeier will nicht mehr verstummen. Also genau das, wovon sich die evangelische Liturgie neuestens loszumachen sucht, gewinnt plötzlich in der katholischen Liturgie eine dominierende Rolle. Sicher ist zuzugeben, daß durch Predigt- und Meditationsgespräche oder auch durch Dialogpredigten manches von diesem Einwand entschärft wird. Aber auch so bleibt doch die Gefahr einer Überforderung des Liturgen – wo sollen die vielen Genies herkommen, die Mal für Mal

geistvolle Kommentare und Interpretationen zur Hand haben? – und eine einseitige Inanspruchnahme des Hörens auf Seiten der Gemeinde. Wenn man so häufig die Klage einer „Verprotestantisierung“ des katholischen Gottesdienstes vernimmt, ist offensichtlich an diese Prävalenz des gesprochenen Wortes gedacht – wobei man allerdings nicht bedenkt, daß gerade der Protestantismus bestrebt ist, aus dieser Einseitigkeit herauszukommen.

Mit dem soeben Gesagten hängt ein weiteres zusammen. Vieles spricht dafür, daß die nachkonziliare Liturgie das gemüthaft-emotionale Element zugunsten einer übertriebenen „Rationalisierung“ vernachlässigt hat. Es soll unbestritten sein, daß früher die Proportionen im umgekehrten Sinn verzerrt waren. Aber daraus kann doch nur folgen, daß man sich künftig nachdrücklicher um ein gesundes Gleichgewicht zu bemühen hat. Es hat sich längst herumgesprochen, daß eine Liturgie ohne Mysterium und eine liturgische Sprache, die sich an die Durchsichtigkeit der trivialen Alltags- oder Zeitungssprache hält, auf die Dauer nicht befriedigen kann. Im Licht dieser Feststellung will auch die Frage nach der (wohlüberlegten) Bewahrung der lateinischen Liturgiesprache bedacht werden. Jedenfalls hat die totale „Bilderstürmerei“ hier längst einer deutlichen Ernüchterung Platz gemacht.

Ein drittes Moment ist zu nennen. Nur solche liturgische Feiern haben Überlebenschancen, in denen ein gesundes Verhältnis zwischen Treue zur vorgeschriebenen Norm und Offenheit für Improvisation sich die Waage halten. Die liturgiegeschichtliche Forschung hat deutlich gemacht, wie in der frühen Kirche durch lange Jahrhunderte hindurch dem einzelnen Zelebranten eine breite Marge an Eigenschöpfungen zugestanden war. Das galt nicht nur für die liturgischen Gesänge, sondern auch für den innersten Kern der Meßfeier, den Kanon. Ebenso hat sie uns gezeigt, wie von einem bestimmten Augenblick an die Fixierung aller Teile der Meßfeier sich durchsetzte bzw. unter Einsatz aller möglichen Sanktionen durchgesetzt wurde. Wie weit diese Festlegung und die damit gegebene Erstarrung der Liturgie gehen konnte, haben wir alle noch in Erinnerung. Sicher wurde auf diese Weise der üppige Wildwuchs zurückgeschnitten. Aber es wird von der heutigen jungen Generation schwer zu verstehen sein, daß man bei solchen Bemühungen mit solcher Leichtfertigkeit den Gewissensbereich strapazierte; es sei nur an die frappierende Selbstsicherheit erinnert, mit der die Rubrizisten ehedem alle möglichen Eigenwilligkeiten auf schwere und läßliche Sünden hin diagnostizierten. Als Gegenzug haben wir nun wieder ein beunruhigendes Überwuchern der Improvisationen und Eigenschöpfungen zu beobachten. Der Subjektivismus sowohl in theologischen Interpretationen wie bei der Gestaltung der Liturgie treibt bisweilen seltsame Blüten. Zu seiner Abwehr hat unlängst J. Ratzinger seine warnende Stimme erhoben. Der Text sei hierher gesetzt: „Viele Christen, mich eingeslossen, erfüllt heute vor jedem Gottesdienst in einer fremden Kirche ein Unbehagen bei dem Gedanken, welche halbverstandenen Theorien, welche wunderlichen und abgeschmackten Privatmeinungen irgendeines Priesters man in der Predigt wohl wird über sich ergehen lassen müssen, von den privaten liturgischen Erfindungen ganz zu schweigen. Wegen solcher Privatmeinungen

geht niemand in die Kirche. Es interessiert mich einfach nicht, welchen Kehrreim dieser oder jener Mensch sich über die Fragen des christlichen Glaubens zurechtgemacht hat. Das kann für ein Abendgespräch ausreichen, aber nicht für jene Bindung, die mich Sonntag für Sonntag in die Kirche führt. Wer solchermaßen sich selbst verkündet, überschätzt sich selbst und legt sich eine Wichtigkeit bei, die er nun einmal nicht hat. Wenn ich in die Kirche gehe, dann um dem zu begegnen, was nicht ich oder dieser oder jener sich ausgedacht haben, sondern was als der die Jahrhunderte umspannende Glaube der Kirche allen vorgegeben ist und uns alle tragen kann. Ihn auszusprechen gibt auch den Worten eines armseligen Predigers das Gewicht der Jahrtausende, ihn zu feiern in der Liturgie der Kirche macht auch den äußerlich anspruchlosesten Gottesdienst besuchenswert; der Ersatz des Glaubens der Kirche durch eigene Erfindung wird immer zu leicht befunden werden, auch wenn sich dieser Ersatz intellektuell oder technisch (selten ästhetisch) noch so anspruchsvoll gebärdet. Gewiß, das Objektive des kirchlichen Glaubens braucht, um lebendig zu bleiben, Fleisch und Blut der Menschen, die Hingabe ihres Denkens und Wollens. Aber eben Hingabe, nicht Preisgabe zugunsten des Augenblicks“ (vgl. IKZ [1973] 67 f.).

Mit dem, was über die Spannung von „Norm und Improvisation“ gesagt wurde, hängt das vierte Moment zusammen, nämlich die Spannung zwischen Überlieferung und Aktualität. Es war sicher ein Mangel der „alten“ Liturgie, daß sie durch die starre Immobilität nur in äußerst beschränktem Maße die Einbeziehung der konkreten Situation in die liturgische Feier ermöglichte. Was gab es schon viel Variation, wenn man von den verschiedenen Votivmessen und dem Wechsel der liturgischen Farben absicht? Zu Recht verlangt man heute, daß die Vielfalt der Lebenssituationen auch in der liturgischen Feier berücksichtigt wird. Das gelingt vor allem durch die Eröffnungsworte, in denen gewissermaßen die „Intention“ der jeweiligen Feier dargelegt wird, sodann durch die Auswahl der Lesungen, die Fassung der Gebete, besonders aber durch die Fürbitten, vor allem, wenn sie frei gestaltet oder vom Zelebranten bzw. den Teilnehmern ad hoc zusammengestellt sind. Freilich macht sich gerade in den frei gestalteten Gebeten sehr oft deutlich, daß wir im katholischen Raum dafür viel weniger zugerüstet sind als etwa die evangelischen Christen, die auf eine sehr lange Tradition im freigestalteten Gebet zurückblicken können. Ob es nicht möglich wäre, diesen Mangel erst einmal zu beheben, ehe man voreilig dem freien Beten in den öffentlichen Gottesdiensten freien Raum gibt? Vielleicht ließen sich so manche Peinlichkeiten, deren Zeuge man bislang werden kann, vermeiden.

Ein letztes Moment sei noch beigefügt. Es betrifft die Spannung zwischen Alltag und Fest. Eine der offenkundigsten Folgen der neuen Liturgie ist, daß die Möglichkeiten, den festtäglichen Gottesdienst von dem alltäglichen wirkungsvoll abzuheben, viel geringer geworden sind. Viele Dinge, die ehedem zur festlichen Liturgiefeier gehörten, sind verschwunden. Der zum Volk gewandte Altar läßt keinen reichen Kerzen- und Blumenschmuck mehr zu. Die große Assistenz, die Vielzahl von Ministranten, die Umzüge in der Kirche, die vielfältige Bewegung im Chorraum, die so etwas wie ein Rest von heiligem Tanz darstellte, der

Gebrauch des Weihrauches und anderes mehr ist vielerorts abgeschafft. Der Trend zur Reduzierung des liturgischen Gewandes auch im Chorraum ist unübersehbar. All das bewirkt, daß der katholische Gottesdienst immer weniger zu schauen gibt und so die emotionalen Kräfte unangesprochen läßt. Man braucht nur wieder einmal in einen Gottesdienst orthodoxer Christen zu kommen, um sich dessen bewußt zu werden.

Noch ein Wort zum Schluß. Ich hoffe, daß niemand aus diesen kritischen Beobachtungen den Schluß zieht, es sollten die positiven Werte der Liturgiereform rundweg in Frage gestellt werden. Was darüber eingangs gesagt wurde, soll keineswegs zurückgenommen werden. Ebenso soll nicht behauptet sein, daß die angedeuteten „Ausfälle“ überall in gleicher Weise zu beobachten seien. Es geht immer nur darum, die jeweils in ihrer Polarität aufgewiesenen Elemente in ein erträglicheres Gleichgewicht zu bringen. Das ist zweifelsohne viel schwerer, als sich einem der Extreme zu verschreiben. Aber man sollte sich die aufzuwendende Mühe nicht verdrießen lassen.

Heinrich Bacht SJ

Vorbereitung einer Generalversammlung des Jesuitenordens

Ein Zwischenbericht

Am 8. September 1973 hat der Generalobere der Gesellschaft Jesu, Pedro Arrupe, für den 1. Dezember 1974 die 32. „Generalkongregation“ des Ordens einberufen. Keine der vorausgehenden Generalkongregationen wurde mit ähnlicher Gründlichkeit vorbereitet. Die Arbeiten sind noch voll im Gang. Der folgende Zwischenbericht beschränkt sich hauptsächlich auf einen Aspekt: Was wurde getan, um die sogenannte „Basis“ des Ordens in die Vorbereitung miteinzubeziehen und wie formulierte diese ihre zentralen Probleme für die Generalkongregation?

Noch einmal ein Reformkapitel?

Am 6. August 1966 wurde von Paul VI. im Motu proprio „Ecclesiae sanctae“ eine Reihe von Normen für die Durchführung der Dekrete des II. Vatikanischen Konzils erlassen. Für die Durchführung des Dekrets „Über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens“ waren zwei Bestimmungen von besonderer Bedeutung: die Einberufung eines besonderen Reformkapitels und die möglichst breite und freie Beteiligung aller in der Vorbereitung. In den einzelnen Ordensgemeinschaften setzte eine rege Aktivität ein. Für nicht wenige Orden war es zum ersten Mal in ihrer Geschichte, daß einzelne und Kommunitäten um Meinungen und Vorschläge gebeten wurden. Das Schreiben Pauls VI. erwähnte auch Experimente, die vom Hl. Stuhl bereitwillig gestattet würden.